

Musikfestivals: Höhepunkte des Sommers oder Tiefpunkte des Kulturlebens?



pro
Saskia
Baumgartner
Redaktorin
Neuhausen

Mit 30 sagte ich mir: «Das war's, in diesem Jahr gehe ich zum letzten Mal zum Southside.» Ich hatte keine Lust mehr auf Rückenschmerzen nach drei Nächten im Igluzelt. Keine Lust, noch vor Morgengrauen durch den Sound aus dem Nachbarzelt geweckt zu werden – etwa durch «Aufstehn» von Seeed, untermalt von kichernden Jugendlichen. Ich fühlte mich zu alt für die halbstündigen Hindernisläufe vom Zeltplatz zur Bühne, vorbei an leeren Konservendosen oder deren Inhalt und sonnenverbrannten Betrunkenen. Ganz zu schweigen vom Ausharren in den Warteschlangen vor den Dixies und den Duschen sowie dem «Erlebnis», wenn man dann endlich an der Reihe war. Doch als dann ein Dreivierteljahr später das Line-up für die nächste Ausgabe feststand, sah die Sache anders aus: Die Ärzte, seit Kindheitstagen eine meiner Lieblingsbands, waren als Headliner gesetzt, mit LaBrassBanda würde eine der besten Livebands vor Ort sein, zugesagt hatten auch Florence + the Machine und Selah Sue, die ich noch nie live gesehen hatte. Allein diese Künstler wären das Geld für das Ticket wert ge-

wesen (wenn man bei einem grossen Festival den Preis pro gebotenem Konzert rechnet, ist man ohnehin nur bei einem Fünfliber). Und für sie würden sich die Unannehmlichkeiten doch noch ein weiteres Mal aushalten lassen? Ganz so schlimm war es auf dem Zeltplatz ja dann doch nicht. Eigentlich gab es viele nette, kuriose und witzige Begegnungen. Und wenn ich ehrlich bin, musste ich morgens immer schmunzeln, wenn die ersten Seeed-Töne erklangen. Denn das Beste am Southside, am Open Air St. Gallen oder am Sziget ist und bleibt die Musik. Oft bekommt man Kultbands und Solokünstler, die sonst kaum touren, nur hier zu Gesicht. Auch gibt es viel Neues an nur einem Wochenende zu entdecken. Einige meiner Favoriten sah ich zum ersten Mal auf kleinen Festivalbühnen. Und: Die Stimmung ist eigentlich immer gut. Selbst bei Dauerregen klatscht und tanzt das Publikum mit. Es müssen auch nicht immer die riesigen, mehrtägigen Festivals sein. Wer keine Lust zum Übernachten hat, kann sich beim Schaffhauser «Stars in Town» ein Tagesticket kaufen. Wem auch das noch zu gross ist, der besucht eines der familiären, liebevoll gestalteten Festivals auf dem Land – wie das Open Air Hallau oder das Kleinlaut in Riniken. Und für Hardcorefans gewisser Musikrichtungen gibt es die Full-Metal- oder die Jamrock-Reggae-Kreuzfahrt. Das Southside war dann übrigens auch jenseits der 30 toll.

PRO & CONTRA

St. Gallen, Frauenfeld und Gurten sind vorbei, «Stars in Town» und Zürich Open Air stehen noch bevor. Doch sind Musikfestivals eigentlich ein schöner Treffpunkt zum gemeinsamen Feiern und Musikhören oder ein stumpfsinniger Ort des gedankenlosen Konsums? Zwei Autoren, zwei Meinungen.



contra
Dario
Muffler
Redaktion
Stadt
Schaffhausen

Neapels Müllberge sind ein Klacks, wenn man sie mit den Überresten von Musik-Open-Airs vergleicht. Ein Drohnenvideo zeigte vor Kurzem eindrücklich, wie das Festivalgelände in Frauenfeld nach dem Abzug der feierwütigen Menge aussieht: grosse und kleine Zelte, überall Plastikmüll, Flaschen, vergessene Gummistiefel. In manchen regenreicheren Jahren wird dieses Chaos zudem von einer dunkelbraunen Schlamm-schicht überzogen. Oder was denken Sie, wie das aussieht, wenn wie beispielsweise im sankt-gallischen Sittertobel knapp 30 000 Menschen während dreier Tage auf demselben kleinen Stück Wiese herumtollen? Für eingefleischte Open-Air-Fans mögen Schlamm-schlachten dieser Art zum Gesamterlebnis gehören – meins ist es nicht. Eine Wiese mag sich zwar bald wieder erholt haben, doch die Abfallproblematik lässt sich nicht wegdiskutieren. Da hilft der Vorwand der Open-Air-Organisationen, «Wo viele Menschen sind, wird viel Abfall produziert», auch nicht. Insbesondere ist diese Aussage scheinheilig, wenn man in Interviews mit Festivalbesuchern tatsächlich hört, dass Abfall machen und

liegen lassen dazugehöre. Ja richtig gelesen! Unnötige Müllproduktion gehöre dazu – was für ein Stuss. Des Weiteren störend ist etwa jene Spezies von Festivalbesuchern, die hingeht und kein einziges Konzert besucht. Wieso? Keine Ahnung, die Stimmung sei gut, lautet das schwammige Argument. Diese Leute sitzen dann in ihren Zeltburgen. Und dort? Trinken und noch mehr trinken. Gerstensaft in Ehren, bei vielen verschwinden bei den rohen Mengen aber sämtliche Hemmungen, und abstossendes Verhalten kommt hervor. Nicht vergessen darf man dabei, dass ein Open-Air-Besuch ins Geld geht. Rund 200 Franken kostet ein Ticket. Hierzu rechne man nochmals rund 250 Franken für Getränke und Essen. Wer das Musikangebot an einem Open Air vollends ausnutzen und möglichst alle Konzerte besuchen will, für den mag sich die Investition in ein Ticket auszahlen. Aber ist die Fülle von Bands und Künstlern nicht eine Reizüberflutung? Ich bin auch ein Fan der Musik. Konzerte gehören ganz unbestritten zu speziellen Erlebnissen, bei denen es um mehr als die reinen Töne geht. Darum möchte ich auch niemandem einen Open-Air-Besuch verbieten. Doch bleibt an einem Festival die Zeit, um das Gesehene und das Gehörte zu verarbeiten? Zumindest etwas Zeit, um die kleinen Details zu verarbeiten, braucht es, damit nicht alles in einer grauen Masse untergeht.

Über den Wolken Markus Müller über Verwirrungen bei den Masseinheiten sowie in der Freizeit

Luftfahrt erlaubt keine Missverständnisse

Missverständnisse darf es in der Fliegerei nicht geben. Das Umfeld ist allerdings mit Internationalität, Sprachen, Übermittlungsqualität, unterschiedlichen Regeln, Gesetzen und Masssystemen und Stresssituationen ein guter Nährboden dafür. Sprechfunk ist in Englisch, aber Landessprachen sind leider zugelassen. Italiener, Franzosen, Spanier, Brasilianer oder Chinesen machen Gebrauch davon und provozieren Missverständnisse und beeinträchtigen die Übersicht. Qualität, Reichweite, atmosphärische Störungen und fehlende Sprechdisziplin erschweren die Kommunikation zusätzlich. Um Missverständnisse zu vermeiden, muss jede Anweisung der Fluglotsen wiederholt werden. Es tönt etwas schulmeisterlich, ist aber völlig korrekt, wenn er den Piloten, der mit lässigem «roger» (verstanden) quittiert, auffordert, er solle die ganze Anweisung wiederholen. Quelle für Missverständnisse ist auch Fuss oder Meter. In der Fliegerei haben sich Fuss, nautische Meilen und Knoten gegen das metrische System behauptet. Zuletzt hat sich Russland angepasst. Nur China hält an Meter, Kilometer und Stundenkilometer fest. Die Höhenfreigabe des chinesischen Fluglotsen wird mittels Tabelle in Fuss umgerechnet, um sie fliegen beziehungsweise in den Autopiloten eingeben zu können. Eine Verwechslung im Anflug oder bei dichtem Verkehr wäre fatal. Im Reiseflug ist die Differenz zwischen metrisch oder mit Fuss definierten Flugflächen oft klein. Folgt man der Anweisung, von Fuss auf Meter zu wechseln, nicht sofort, auch wenn es nur um wenige Meter geht, wird man zurechtgewiesen. Überhaupt



sind die militärisch geschulten Chinesen sehr exakt. Nördlich von Peking macht die Luftstrasse einen Kurswechsel von über neunzig Grad. Der Autopilot schneidet die Kurve, was sofort eine Intervention des Lotsen zur Folge hat. Man kann sich damit herausreden, man sei einer Gewitterwolke ausgewichen, oder man gibt in den Autopiloten ein, er solle den Punkt genau überfliegen. Dann überschiesst er aber, was wiederum eine Rüge nach sich zieht. Missverständnisse gibt es auch öfter in der Freizeit wegen der Sprache, fremden Gebräuchen und anderen Mentalitäten. Ich besuche überall immer lokale Märkte und handle fürs Leben gern die Preise herunter, wie es die Marktfrauen auch erwarten. Missver-

Folgt man der Anweisung, von Fuss auf Meter zu wechseln, nicht sofort, auch wenn es nur um wenige Meter geht, wird man zurechtgewiesen.

ständnisse sind programmiert, aber am Ende gewinnen meist die Einheimischen. Nach dem x-ten Mal Abwenden und Zurückgerufenwerden muss ich den heruntergehandelten Früchte- oder Gemüsekorb nehmen – zur Freude der Afrikanerinnen, die mich trotzdem übers Ohr gehauen haben. In Bangkok bin ich so zu einem Aktenkoffer gekommen, den ich eigentlich gar nicht wollte. Aus Spass habe ich den Preis heruntergehandelt, unerwartet auf wenige Franken, um der Verkäuferin dann zu eröffnen, dass ich ihn trotzdem nicht wolle. Ihrem Protest stattgebend nahm ich ihn. Seither begleitet mich das kleine lederne Köfferchen in alle Kantonsratssitzungen. In Bangkok lachten wir über das Miss-

verständnis des Leiters einer Regionalbank, der meinen Co-Piloten auf dem Flug begleitete. Wir zeigten ihm nach der Tempeltour die deftige Unterhaltung Patpong, Soi Cowboy oder Nana Thai. Er wunderte sich, dass es für ihn teurer war, aber wir wussten nicht, was er seiner knapp bekleideten Unterhaltung spendiert hatte. Völlig verdattert war er, als sich beim Verlassen des Lokals ebendiese Dame, nun in Strassenkleidern, bei ihm einhakte. Lachend wurde uns klar, dass er, ohne es zu wissen und zu wollen, die Auslösesumme bezahlt hatte, um sie mitnehmen zu können. Um sie nicht blosszustellen, rieten wir ihm, sie mitzunehmen und später mit einem guten Trinkgeld zu verabschieden, denn sie konnte, um das Gesicht nicht zu verlieren, nicht ins Lokal zurück, mit entsprechendem Verdienstausschlag. Der Abend mit Zeitverschiebung war noch lange nicht fertig, und er stürzte bereits ins nächste Missverständnis, aus dem wir ihn herausholen mussten.

Markus Müller
Linienpilot und Kantonsrat

